

**Interkultureller Transfer und nationale Auslegung:
Europäische und anglo-amerikanische Positionen der Kulturwissenschaften**

Tagung der International Max Planck Research School for the History and Transformation of Cultural and Political Values in Medieval and Modern Europe
vom 27. bis 29. Juni 2002 am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen

Die Erfahrung unterschiedlicher fachlicher wie nationaler Wissenschaftskulturen bot für sechzehn in- und ausländischen Doktoranden der im WS 2001/2002 neugegründeten International Max Planck Research School for the History and Transformation of Cultural and Political Values in Medieval and Modern Europe (www.imprs-hist.mpg.de) den Anlaß, die Entstehungs- und Transformationsprozesse kulturwissenschaftlicher Diskurse zum Thema einer eigenen Tagung zu machen. Den Hintergrund der Debatten bildete dabei eine als Forschungsdesiderat empfundene Lücke in der kulturwissenschaftlichen Forschung, die sich in den letzten Jahren zwar intensiv mit den Phänomenen des Kulturkontakts, des kulturellen Austauschs und Transfers auf der Ebene des historischen und aktuellen Geschehens beschäftigt hat, demgegenüber jedoch die Historizität und Standortgebundenheit ihrer eigenen Methoden und Theorien weitgehend ausblendete. Die Vortragenden der Tagung fragten deshalb aus der Perspektive der unterschiedlichsten Fächer (Musikwissenschaft, Philologie, Architektur- und Kunstgeschichte, Soziologie, Politik- und Geschichtswissenschaft) und nationalen Orte (England, Frankreich, Russland, USA, Deutschland) selbstreferentiell genau nach diesen Entstehungs- und Transferbedingungen kulturwissenschaftlicher Konzepte.

Dabei bildete die Konzentration auf den europäischen und anglo-amerikanischen Raum sowie auf den Aspekt der „Nation“, der neben anderen *labels* wie Klasse und Geschlecht lediglich *einen* Aspekt kultureller Identität darstellt und als soziales Konstrukt (*imagined communities*) selbst der Hinterfragung bedarf, lediglich eine vorläufige Beschränkung dieser im Rahmen einer Tagungsreihe konzipierten ersten Konferenz. Die Beiträge wurden hierbei durch folgende Fragestellungen strukturiert:

- In welchem sozio-historischen Umfeld entstehen spezifische kulturwissenschaftliche Konzepte, welche Bedeutung haben sie für nationale Identitäten, von welchen Wertvorstellungen werden sie explizit oder implizit geleitet, wie kommt es zu einer vermehrten oder verminderten Anwendung theoretisch-methodischer Modelle in einer bestimmten Wissenschaftskultur?
- Welche sozialen, politischen und wissenschaftspolitischen Umstände verhindern oder befördern die Rezeption kulturwissenschaftlicher Positionen in Deutschland und in anderen Ländern, welche Transformationsprozesse finden dabei statt und was bedeutet dies für eine spezifische Wissenschaftslandschaft?
- Inwieweit spiegeln aktuelle kulturwissenschaftliche Debatten auf nationaler wie internationaler Ebene historische, nationale und soziale Konfliktlinien wider?
- Welche methodischen und theoretischen Konzepte wurden bislang in Deutschland nur unzureichend, partiell oder stark verfremdet aufgenommen und harren deshalb ihrer (erneuten) Entdeckung?

In seinem Eröffnungsvortrag „Historische Kulturwissenschaft heute.“ plädierte Otto Gerhard Oexle (Göttingen) für eine problemorientierte Aneignung der mit den Namen Ernst Cassirer, Karl Mannheim, Georg Simmel, Ernst Troeltsch, Aby Warburg und Max Weber verbundenen Historischen Kulturwissenschaft um 1900, die durch die erzwungene Emigration bzw. den Tod ihrer wichtigsten Protagonisten nach 1933 zum Erliegen gekommen sei, um erst in den 1980er Jahren im Zuge der „kulturalistischen Wende“ in der BRD wiederentdeckt zu werden. Nach Oexle lohnt sich eine Wiederaneignung dieser älteren Tradition nicht nur, weil bereits hier kulturwissenschaftliche Fragestellungen und eine Theorie der historischen Erkenntnis formuliert worden sei, die vor wenigen Jahren als „neu“ eingeführt wurden, sondern auch deshalb, weil sowohl von geisteswissenschaftlicher Warte, angefangen bei Kant (in Bezug auf die

Naturwissenschaften!) und Droysen bis hin zu Weber, als auch aus naturwissenschaftlicher Perspektive von Werner Heisenberg bis hin zur Hirnforschung der Gegenwart (Singer) eine für Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen gültige Gnoseologie als empirisch gestützter Hypothesen-Erkenntnis formuliert worden sei.

Dunja M. Mohr stellte als Vertreterin des Erlanger Graduiertenkollegs „Kulturhermeneutik im Zeichen von Differenz und Transdifferenz“ in einem zusammen mit Britta Kalscheuer verfassten Vortrag das vom Erlanger Amerikanisten Helmbrecht Breinig geprägte Transdifferenz-Konzept vor („Jenseits von Universalismus und Relativismus? Ein Plädoyer für das Transdifferenz-Konzept“). Dieses hinterfrage die Konzipierung von Kultur als homogener und statischer Entität, die Grenzziehungen erst verfestige. Anstelle dessen werde Kultur mit den Worten des Soziologen Karl-Heinz Hörning als „polyphoner, stets umstrittener und komplexer Prozess der Konstruktion soziokultureller Bedeutungen und Identitäten“ definiert und solche „Hybridisierungen“ am Beispiel der postkolonialistischen Theorie Homi K. Bhabhas, Marie Louise Pratts und Wolfgang Welschs dargestellt. Im Unterschied zu letzterem berücksichtige „Transdifferenz“ jedoch weiterhin vorhandene Machtasymmetrien und wolle über den postkolonialen Kontext hinaus ein Instrumentarium für „synchrone und diachrone Überlagerungs-, Hybridisierungs- und Spannungsphänomene“ liefern.

Der Berliner Politikwissenschaftler Kien Nhi Ha fragte nach der Aufnahme und Transformation des Hybriditätskonzepts von Bhabha in den deutschsprachigen Sozial- und Kulturwissenschaften („Kolonial-rassistisch – subversiv – postmodern: Hybridität bei Bhabha und in der deutschsprachigen Rezeption“). Bhabhas vielschichtiger Begriff als kulturelle Subversion im kolonialen Diskurs *und* als Bestandteil postmoderner Kulturtheorie werde dabei auf letztere Bedeutung verkürzt und entpolitisiert. An die Stelle eines kritisch-analytischen Gebrauchs des Hybriditätsbegriffs zur Untersuchung gesellschaftlicher Machtverhältnisse trete die Betonung ästhetischer Aspekte kultureller Hybridität, die unterschwellig weiterhin mit der Vorstellung stabiler, separater Kulturen arbeite, Grenzziehung gerade dadurch verstärke und sich einerseits an postmodernen „Exotismen“ erfreue (Bernd Wagner), andererseits sich selbst als „hybride Existenzen“ inszeniere, ohne jedoch vergleichbaren Machtmechanismen ausgesetzt zu sein (Helga Bilden).

Jörn Leonhard (Oxford) beschäftigte sich in seinem Vortrag „Grundbegriffe und Sattelzeiten – Languages and Discourses: Europäische und anglo-amerikanische Deutungen des Verhältnisses von Sprache und Geschichte“ mit der parallelen Entwicklung der deutschen Begriffsgeschichte und ihrem anglo-amerikanischen Pendant der Untersuchung politischer Diskurse. Während erstere in Abwendung von der Vorstellung zeitloser Ideen die „Geschichtlichen Grundbegriffe“ (1972-1997) hervorgebracht habe, die ausgehend vom Reinhard Kosellecks Konzept der Sattelzeit (ca. 1750-1850) den semantischen Wandel zentraler Begriffe aufzeigen wolle, habe sich die vor allem mit den Namen John Pocock und Quentin Skinner verbundene Cambridge School gegen die ältere *history of political ideas* gewandt, indem sie den Untersuchungsausschnitt von einzelnen Sprachelementen auf einen politischen Diskurs ausgeweitet habe. An die Stelle der punktuellen, diachronen Tiefenbohrung der deutschen Begriffsgeschichte sei die synchrone Untersuchung eines Diskurses auf anglo-amerikanischer Seite getreten. Die unterschiedlichen wissenschaftlichen Traditionen und Abgrenzungen, aus der sich die beiden methodischen Modelle entwickelt hätten, und die unterschiedliche Datierung der Sattelzeiten zeigten zugleich die Notwendigkeit, aber auch die Schwierigkeiten des Dialogs.

Der Göttinger Germanist Claudius Sittig veranschaulichte die wechselseitige Durchdringung literatur- wie geschichtswissenschaftlicher Forschung aus der Perspektive der Philologie am Beispiel des *New Historicism* und dessen deutschsprachiger Rezeption („Was ernst an ihm ist, kann sie schon“. Die deutsche Literaturwissenschaft und der *New Historicism* aus der Neuen Welt.) Die Auflösung der Fächer- und Gattungsgrenzen sei hierbei vor allem als Bedrohung statt als Bereicherung genuin literaturwissenschaftlicher Untersuchung, die Abgrenzung des *New Historicism* zum textimmanent vorgehenden *New Criticism* in den USA zugleich als Wiederholung einer in Deutschland Mitte der 60er Jahre längst vollzogenen Bewegung empfunden worden, die hierzulande in die Sozial- und Rezeptionsgeschichte gemündet sei. Dabei versperre diese

vermeintliche parallele Theorieentwicklung einen genaueren Blick auf das Phänomen *New Historicism*, das zudem durch die Betonung der je eigenen Produktionsbedingungen sowie die Weigerung theoretischer Explizierung schwierig zu transferieren scheine.

Ähnliche Erfahrungen machten Sophie Bertone, Wolfgang Fuhrmann und Morag J. Grant (Berlin/Wien) im Hinblick auf die Rezeption der *New Musicology* in der deutschen Musikwissenschaft („Was ist neu an *New Musicology*?“): In den USA ab Mitte der 80er Jahre in Abkehr zur positivistischen *Historical Musicology* einerseits und zur formalistischen *Music Theory* andererseits entstanden, habe sie die Methoden der *cultural studies* in der amerikanischen Musikwissenschaft integriert. In Deutschland hingegen ziehe sich die Musikwissenschaft als Folge einer auch die anderen geisteswissenschaftlichen Fächer ergreifenden Legitimationskrise auf die historische Auswertung der Quellen zurück. Einerseits habe es in der BRD bereits – wie in der Philologie – als Antwort auf die 68er Bewegung den Versuch einer Integration der Methoden der Semiotik, der Rezeptionsforschung und der Soziologie gegeben, andererseits fehle hier im Unterschied zu den USA eine Identitätspolitik marginalisierter gesellschaftlicher Gruppen. Bertone, Fuhrmann und Grant verknüpften ihre Beschreibung dieses gescheiterten Rezeptionsprozesses mit einer Kritik an der *New Musicology*, die nicht nur auf den vermeintlichen Sprachcharakter der Musik zurückgreife, um ihre kulturellen Kontextualisierungen vorzunehmen, sondern auch durch Lehrpläne und Publikationsstrategien weiterhin den Kanon pflege.

Der Göttinger Historiker Hubertus Büschel plädierte für eine differenziertere Wahrnehmung neuerer psychoanalytischer Ansätze aus den USA in der deutschen Geschichtswissenschaft („Beaches and Forests in Our Mind“ – Psychoanalyse in der Geschichtswissenschaft). Der prägende Einfluß der Bielefelder Schule, die als Antwort auf die Erfahrung des Dritten Reiches besonders um eine empirisch fundierte, nüchterne Wissenschaftskultur bemüht gewesen sei und psychoanalytische Methoden als unwissenschaftlich (da ahistorisch, reduktionistisch, monokausal und letztendlich nicht empirisch belegbar) abgelehnt habe, habe die Rezeption neuerer Entwicklungen psychoanalytischer Methoden in den USA behindert. Büschel stellte Fred Weinstein mit seiner Verknüpfung psychoanalytischer und soziologischer Fragestellungen, Michael Coles Programm einer kulturellen Psychologie und William M. Reddys gegen einen radikalen Konstruktivismus gewandte Unterscheidung zwischen Emotionen als universellen Konstanten und „emotives“ als deren historisch-kulturelle Ausformungen als drei Neuentwicklungen vor, die einer Entdeckung durch die deutsche Geschichtswissenschaft harren.

Die russische Historikerin Nadejda Chevtchenko (Göttingen/ Moskau) zeichnete den vor allem durch Selektivität und Auslassungen geprägten Rezeptionsprozeß der Werke Jury Lotmans in den westeuropäischen Geisteswissenschaften nach („Lotmanosphäre“ als Teil der russischen Semiotik“). In den 1960er und 70er Jahren durch die Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva in Frankreich bekannt gemacht, habe ihr sein semiotisches Modell vor allem dazu gedient, sich mit Bachtin und gegen Lotman unter Betonung der inneren Dialogizität jedes Zeichensystems gleichzeitig vom traditionellen französischen Strukturalismus abzusetzen. Auch in Deutschland sei es vor allem die Literaturwissenschaft Bochumer und Konstanzer Provenienz gewesen, die Lotmans strukturelle Poetik rezipiert habe, ohne jedoch dessen eigene Weiterentwicklung von einer Untersuchung literarischer Texte zu einer Poetik der Kultur ab dem Ende der 70er Jahre zur Kenntnis zu nehmen. Vielmehr stellten Clifford Geertz' semiotische Analyse von Kultur, Untersuchungen zum kulturellen Gedächtnis sowie das in jüngster Zeit erwachte Interesse an neurophysiologischen Erkenntnissen von Seiten der Geisteswissenschaften parallele Entwicklungen zu Lotmans eigenem Forschungsprogramm im Rahmen der russischen Semiotik dar, ohne dass sich wechselseitige Einflüsse nachweisen ließen. Allein Stephen Greenblatt berufe sich in seiner Ausarbeitung des „New Historicism“ explizit auf Lotmans Kultursemiotik.

Der Göttinger Kunsthistoriker Stefan Schweizer verwies in seinem Vortrag „Aby Warburgs Renaissance – Eine Archäologie“ auf die unterschiedlichen natur- wie geisteswissenschaftlichen Einflüsse um 1900 (Charles Darwin, Hermann Usener, Karl Lamprecht, Richard Semon, Max Steinitzer), die das vielgestaltige, transdisziplinäre Werk Aby Warburgs ermöglicht hätten. Während das heterogene Oeuvre einerseits Forscher der unterschiedlichsten Disziplinen inspiriert habe, hätten auf der anderen Seite immer wieder Bezähmungsstrategien gestanden, um Warburg

im Rahmen der kunsthistorischen Disziplin zu verorten (Edgar Wind, Ernst Gombrich). Gerade diese fachlichen Entgrenzungen, wie z. B. Warburgs kulturpsychologischer Ansatz, ließen ihn jedoch heute als einen der Gründungsväter der historischen Kulturwissenschaft erscheinen und nähmen teilweise neuere Annäherungen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften vorweg, wie sie sich in jüngster Zeit in der Auseinandersetzung mit neurophysiologischen Erkenntnissen zeigten.

Der Kunsthistoriker Michael Wenzel (Jena) beschrieb über einen Zeitraum von rund hundert Jahren das weibliche Bildnis der italienischen Renaissance als Projektionsfläche der unterschiedlichsten nationalen, geschlechtsspezifischen wie wissenschaftsstrategischen Begehrlichkeiten („Das weibliche Bildnis der Renaissance im Spiegel der Nationen: deutsche und anglo-amerikanische Positionen des 20. Jahrhunderts im Widerstreit“): Nachdem Wilhelm Bode die sog. Flora-Büste im Sinne des deutschen Idealismus als „vollendeten Ausdruck edler Weiblichkeit“ (1921) bezeichnet habe, habe der in die USA emigrierte deutsche Kunsthistoriker Julius S. Held die Plastik als Göttin und Kurtisane interpretiert (1961), während Anne Christine Junkerman (1988) unter dem Einfluß der *gender studies* die Fragestellung in Richtung auf den Beobachter verlagert habe: Gleichgültig ob es sich um eine Kurtisane handele oder nicht, seien diese Frauenbildnisse in einer durch Männerüberschuß gekennzeichneten venezianischen Kultur um 1500 dem Blick männlicher Begehrlichkeit ausgeliefert gewesen. In Deutschland sei Helds Interpretation hingegen erst zwanzig Jahre später von Hans Ost aufgegriffen (1981) worden. Indem sie solche Sehweisen als Männerphantasien kritisiert habe, habe sich Carol M. Schuler 1991 zugleich von dem Ballast bildungsbürgerlicher Interpretationen der letzten einhundert Jahre befreit.

Wie unterschiedlich sich die Rezeption auch innerhalb einer Nation gestalten kann, zeigte die Architekturhistorikerin Kathleen James-Chakraborty (Berkeley) am Beispiel der Aufnahme der Bauhaus-Architektur in den 1930er bis 1950er Jahren in den USA („The Bauhaus revisited: The Impact of Cold War on the Reception of Modern Architecture in the United States“): Während die Bauhaus-Architektur der in den 30er Jahren in die USA immigrierten Architekten Walter Gropius und Mies van der Rohe für die privaten Wohnhäuser in amerikanischen Vororten höchstens in adaptierter Form angenommen und Mies kompromißloser Bungalowbau für Edith Farnsworth gar als unbewohnbar bezeichnet worden sei, seien seine funktionalistischen Apartment-Türme in Chicago und New York zum Inbegriff amerikanischer Architektur avanciert. Im Unterschied zur Zurückhaltung der amerikanischen Mittelklasse hätten sich gerade staatliche Einrichtungen, Firmen und Universitäten ihre repräsentativen Bauten im In- und Ausland im Stil der internationalen Avantgarde errichten lassen, um in Zeiten des Kalten Krieges das Bild einer progressiven und experimentierfreudigen Gesellschaft zu vermitteln.

Johannes Angermüller (Magdeburg) stellte aus soziologischer Perspektive Gründe für die überwältigende Rezeption französischer Vertreter der *sciences humaines* in den US-amerikanischen *humanities* insbesondere in den 1990er Jahren dar („Kulturwissenschaftliche Theoriekonjunkturen und institutionelle Strukturen von Feldern symbolischer Produktion in Frankreich und den USA: vom französischen *science humaines*- zum amerikanischen *Theory-Diskurs*“): Die in den 70er Jahren beschleunigte Ausweitung der *graduate programs* habe zu einer Erhöhung der *teaching assistants* geführt, die jedoch aufgrund sinkender *undergraduate students* in einen immer schärferen Konkurrenzkampf um Stellen mit hohem Publikations- und Innovationsdruck getreten seien. In dieser Situation institutioneller wie sozialer Umbrüche, die u. a. auch durch einen verstärkten Zustrom bzw. eine verstärkte Politisierung nicht jüdisch-christlicher Minderheiten bewirkt worden sei, hätten die Vertreter der französischen *sciences humaines* mit ihren Gesamtentwürfen nicht nur eine wichtige Orientierungs-, sondern auch praktische Profilierungshilfe geboten.

Der Münsteraner Historiker Stefan Haas plädierte für eine stärkere Kenntnisnahme der Rückwirkungen und Strukturierung von Wissen durch die jeweils verwendeten Medien, die in den USA sehr viel weiter vorangeschritten sei als in Deutschland („Designing Knowledge. Die Diskussion um die mediale Konstitution von Erkenntnis und ihrer Vermittlung im Kulturalismus.“). Dabei sah er eine konsequente Entwicklung von der stärkeren Berücksichtigung der Adressatenseite in der literaturwissenschaftlichen Rezeptionsästhetik über die Bewusstmachung

immer schon konstruierter Weltdeutungen im Kulturalismus zu einer Untersuchung der medialen Präsentationsformen und deren Wirkungen. Als Beispiel führte er eine graphische Präsentation der für Weber zentralen Kategorien „Herrschaft, Wirtschaft und Kultur“ vor, in der die durch die lineare Lesart vollzogene Hierarchisierung der Begriffe durch Farbgebung, Anordnung im Raum und Bewegung aufgehoben sei. Der Sinn solcher Experimente, die bereits in vielgestaltiger Form vorgenommen würden (Performances, Comics, Computersimulationen), liege darin, auf die nicht-intendierten Zwänge geläufiger, aber auch die Möglichkeiten unüblicher Präsentationsformen zu verweisen.

Stéphanie Gaudillat (Göttingen/ Lyon) untersuchte in ihrem Vortrag die Rezeption der Werke Natalie Zemon Davis' in der französischen Historikerzunft („Une Américaine à Lyon: réception des travaux de N.Z. Davis en France“). Obwohl sich diese vor allem mit französischen Themen der Frühen Neuzeit beschäftigt habe und eine Kenntnisnahme durch französische Forscher dadurch naheliegend gewesen sei, sei die Rezeption in den *Annales* und anderen französischen historischen Zeitschriften durch eine relative Zurückhaltung und kritische Stimmen geprägt gewesen: In den 1970er Jahren hätten die anthropologisch orientierten Forschungen N. Z. Davis' eine noch ganz durch langfristige demographische, wirtschaftliche und soziale Untersuchungen geprägte französische Historiographie angetroffen, an der ihre Arbeiten kritisch, aber eben mit dem falschen Maßband gemessen worden seien. Langfristig hätten ihre innovativen Ansätze jedoch einen großen Einfluß auf die französische historische Anthropologie, die Geschlechtergeschichte und Arbeiten im Gefolge des linguistic turn gehabt.

Rebekka von Mallinckrodt (Göttingen) stellte mit Michel de Certeau einen zweiten Grenzgänger zwischen der französischen und amerikanischen Wissenskultur vor, der - in Frankreich längst zum Klassiker avanciert und in den USA im Rahmen der *cultural studies* breit rezipiert - in der deutschen Historiographie bislang kaum zur Kenntnis genommen worden sei („Michel de Certeau oder: Warum sich deutsche Historiker nicht in die Irre führen lassen“). Dabei habe Certeau durch seine eigene, langjährige Lehrtätigkeit in den USA nicht nur personell eine spätere Rezeption vorbereitet, sondern dort mit seiner Untersuchung der Alltagskultur, seiner Gegenüberstellungen von „Strategien“ und „Taktiken“, seinem Konzept der „Heterogenität“ und seiner transdisziplinären Vielseitigkeit auch ein aufnahmeberechtigtes Publikum gefunden, während die deutsche Historikerzunft bislang eine geringere Toleranz gegenüber der für ihn charakteristischen metaphorischen Sprache und disziplinären Uneindeutigkeit aufgewiesen habe. Parallele Entwicklungen seien allerdings auch in Deutschland in der Rezeptionsästhetik (Iser/ Jauß), in Alf Lüdtges Konzept der „Aneignung“ und in der Mikrohistorie zu sehen, die jedoch jeweils nur Teilaspekte dieses vielseitigen Werkes betreffen.

Rebekka Habermas (Göttingen) fasste für die Schlussdiskussion zunächst gemeinsame Aspekte der fünfzehn Beiträge aus den unterschiedlichsten Fächern und nationalen Blickwinkeln zusammen: Neben der Beschreibung konkreter Rezeptionsprozesse ständen – nicht immer streng geschieden - Plädoyers für die Entdeckung und Wiederentdeckung kulturwissenschaftlicher Methoden und Theorien, die bislang in Deutschland kaum bzw. lediglich ablehnend wahrgenommen worden seien. In beiden Fällen gelte es unterschiedliche, für den Rezeptionsprozess förderliche bzw. hinderliche Aspekte zu differenzieren: Neben der bisweilen multinationalen Biographie der Protagonisten selbst gelte es die Bedeutung einzelner „Verteiler“ (wie z.B. Roger Chartier im Falle von N.Z. Davis und M. de Certeau) oder ganzer Multiplikatorengruppen (wie im Falle der US-amerikanischen *cultural studies*) und spezifischer Orte (wie z. B. Bochum und Konstanz) zu berücksichtigen. Deren Motive seien jedoch nicht nur in wissenschaftsinternen Diskussionen zu suchen, sondern auch in den spezifischen sozialen und historischen Kontexten. Neben Fragen der unterschiedlichen institutionellen Bedingungen, des wissenschaftlichen und auch sprachlichen Stils seien dabei außerhalb des rein akademischen Umfeldes unterschiedliche Formen der Öffentlichkeiten in Zeitungsfeuilletons und Verlagen stärker in den Blick zu nehmen. Nicht zuletzt zeige das Beispiel der Bauhaus-Architektur in den USA, dass Rezeptionsprozesse auch innerhalb einer Nation stark differieren könnten.

Auf die Frage nach einem „deutschen Sonderweg“ in der Geschichtswissenschaft (Mallinckrodt) führte Habermas die überragende Rolle der Bielefelder Schule in der deutschen Historiographie

bis weit in die 80er Jahre an, deren aufklärerischer Impetus Mehrdeutigkeiten und Subversionen mit Misstrauen beäugt habe. Hartmut Lehmann nannte außerdem den Stolz auf wissenschaftliche Errungenschaften, die besonders mit der Vorstellung einer deutschen Kulturnation verbunden würden (Germanistik, Musik, Theologie), als Hinderungsgrund für Rezeptionsprozesse, was Leonhard mit dem Verweis auf jeweils unterschiedliche Leitwissenschaften bestätigte. Demgegenüber führte Angermüller ins Feld, daß in der Rekrutierung französischer Intellektueller für US-amerikanische Universitäten wie in der relativen Selbstgenügsamkeit französischer Forschung ebenso „Sonderwege“ erkannt werden könnten. Bertone und Fuhrmann bekräftigten diese Sichtweise für die amerikanische Musikwissenschaft, die weder neuere britische noch deutsche Forschungsansätze zur Kenntnis nehme. Mallinckrodt gab zu bedenken, dass solche verweigerten Rezeptionen nicht nur auf Ignoranz, sondern auch auf der inhaltlichen und zeitlichen Eigendynamik nationaler Wissenschaftskulturen beruhten, die anscheinend nur dann aufnahmebereit seien, wenn ein neues Angebot auf einen empfundenen Mangel stoße. Scheinbare Parallelentwicklungen würden in diesen Fällen einen genaueren Blick auf das neue Theorieangebot verhindern. Habermas forderte die stärkere Einbeziehung des außereuropäischen Raumes ein, die bei dieser Tagung im Sinne einer Selbstbeschränkung ausblieb.

Eine Fortführung der Diskussion ist im Rahmen einer weiteren Tagung im Juni/ Juli 2003 geplant. Die Vorträge der Konferenz werden in einem Tagungssammelband publiziert.

Rebekka von Mallinckrodt

Kontaktadresse:

Rebekka von Mallinckrodt
Koordinatorin der IMPRS
Max-Planck-Institut für Geschichte
Hermann-Föge-Weg 11, 37073 Göttingen
Tel.: 0551 – 4956-137
e-mail: rvm@mpi-g.gwdg.de

Nähere Informationen zur "International Max Planck Research School for the History and Transformation of Cultural and Political Values in Medieval and Modern Europe" können im Internet unter www.imprs-hist.mpg.de abgerufen werden.

© Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2002
Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der AHF.
Heruntergeladen von www.ahf-muenchen.de.